

Goethes klassische Lyrik

Reiner Wild

Goethes klassische Lyrik

Verlag J.B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Wild, Reiner:

Goethes klassische Lyrik/ Reiner Wild. – Stuttgart ; Weimar :

Metzler, 1999

ISBN 978-3-476-01586-0

ISBN 978-3-476-01586-0

ISBN 978-3-476-03729-9 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-476-03729-9

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 1999 Springer-Verlag GmbH Deutschland

Ursprünglich erschienen bei J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 1999

Inhalt

Einleitung	
Fremdheit und Herausforderung der Klassik . .	VII

Erster Teil Auf dem Weg zur Klassik

1. ›Antiker Form sich nähernd‹	2
2. Italien	13
3. Nach Italien	
3.1 Das Glück der Imagination	33
3.2 Enttäuschte Erwartung	58
4. Die Revolution	82

Zweiter Teil Das klassische Jahrzehnt

5. Schiller	98
6. Naturwissenschaft	151
7. Antike und Moderne	
7.1 Das antike Maß	172
7.2 Die moderne Form	194
7.3 Liebe, Zeit und Dichtung	228
8. Lied und Geselligkeit	258

Ausklang und Übergang	
Das Ende der klassischen Epoche	289

Bibliographische Notiz	304
----------------------------------	-----

Register

1. Werke Goethes	
a) Gedichtanfänge und Gedichttitel	305
b) Werke	313
2. Namen	315

Einleitung

Fremdheit und Herausforderung der Klassik

Uns lehret Weisheit das Ende
Des Jahrhunderts; wen hat das Geschick nicht geprüft?¹

Die Weimarer Klassik ist ein eher fernes Ereignis. Die Lektüre der Werke, zumal der Gedichte im antiken Versmaß, die ein Zentrum der klassischen Dichtung bilden, vermittelt durchaus die Erfahrung von Fremdheit oder jedenfalls die einer Distanz, welche die Gegenwart von einer Epoche trennt, in der solche Werke möglich waren. Der Verlauf der Geschichte, zumal der deutschen, läßt das fraglose Einverständnis mit der Tradition, wie es im 19. Jahrhundert und noch im 20. Jahrhundert jedenfalls den bürgerlichen Schichten möglich schien, nicht mehr zu. Der Begriff der Klassik, verbunden mit den Namen Weimar, war normativ gemeint; mit ihm war ein Anspruch gesetzt. Nicht aber Kontinuität, sondern Bruch kennzeichnet die Geschichte des 20. Jahrhunderts – und dies nicht zuletzt als Folge der Erfahrung, daß die Berufung auf Klassik und Humanismus nicht hinreichte, der Barbarei zu widerstehen. Am Ende des 20. Jahrhunderts stehen Ernüchterung und Desillusionierung, steht die Enttäuschung über das Scheitern gerade auch solcher Hoffnungen, die den Beginn des Jahrhunderts noch zutiefst bewegten und die ihren Ausgang in Aufklärung und Klassik hatten. So mag es sinnvoll erscheinen, den Begriff der Klassik fortan – gleichsam literaturhistorisch neutralisiert – lediglich noch als einen historisch-deskriptiven zu verwenden, als Bezeichnung einer literarischen Tendenz im 18. Jahrhundert, die in Weimar einen ihrer Höhepunkte hatte. Und so, als ein deskriptiver Begriff ist das Wort ›klassisch‹ auch hier zunächst gemeint: als Bezeichnung vornehmlich der Jahre der Zusammenarbeit von Goethe und Schiller, des – gerechnet mit einiger Ungenauigkeit! – ›klassischen Jahrzehnts‹ also, sowie, etwas weiter gefaßt, der Jahre davor seit Goethes Rückkehr aus Italien, wobei die Frage nach den möglichen Bestimmungen eines zeitlich, örtlich und personell weiter gefaßten Klassik-Begriffs hier nicht erörtert werden soll.

1 MA 4.1, 859. Zur Zitierweise vgl. S. 304 ›Bibliographische Notiz‹.

Gleichwohl verlangt die Benennung einer literarischen Erscheinung als ›klassisch‹ die Diskussion des Geltungsanspruchs, der damit unabweislich gesetzt ist (zur bloßen Deskription könnte schließlich ein anderer Begriff verwendet werden). Unbestreitbar ist, daß Goethe in dieser Epoche seines Schreibens herausragende Werke, gerade auch in der Lyrik, gelungen sind, Werke zudem, die traditionsstiftend wurden. Gleiches darf für Schiller gelten. Solche Qualität aber und die literarische Wirksamkeit sind durchaus zureichende Gründe auch für ein heutiges Interesse an diesen Werken. Zu fragen bleibt jedoch, welche Möglichkeiten der Beziehung zu solchen Kunstwerken einer fremd gewordenen Vergangenheit denkbar sind und welcher Umgang mit ihnen angemessen ist. Die historische Kluft hat darin ihr Gutes, daß durch sie keine Vereinnahmung in der scheinbar fraglosen Selbstgewißheit der Kontinuität mehr möglich ist, wie sie in bildungsbürgerlicher Tradition bis weit ins 20. Jahrhundert hinein gängig war (nicht zuletzt in der Goethe-Forschung), wie sie auf die eine oder andere Weise auch gegenwärtig noch versucht wird und wie sie – unter gänzlich anderen politischen und sozialen Voraussetzungen allerdings – als Aneignung des kulturellen Erbes auch in der DDR betrieben wurde.

Auf die Erfahrung von Diskontinuität und Enttäuschung gibt es unterschiedliche Reaktionen. Eine davon ist die Verabschiedung von Geschichte; das Vergangene erscheint als das Veraltete und mithin Uninteressante, an dessen Stelle pure Gegenwärtigkeit tritt. Eine andere ist die Verfügung über das Vergangene, in der die Tradition als frei flottierende Ware zitiert und ornamental verwendet wird. Auch dabei wird Geschichte verabschiedet, und so sind beide Reaktionen einander komplementär. In beiden verschwindet das Eigenrecht des Historischen, und es geht verloren, was als Widerständigkeit der Geschichte bezeichnet werden kann. Dagegen wird in dieser Arbeit an einem Begriff von Geschichte festgehalten, der den Anspruch der Vergangenheit und die Herausforderung durch sie einschließt, mithin aber auch daran, daß zur Auseinandersetzung mit den Werken der Vergangenheit vorgängig gehört, sich ihres historischen Sinns zu vergewissern. Dies aber verlangt, den Werken ihr Eigenrecht zuzugestehen, mehr noch: ihren Eigensinn zum Ausgangspunkt der Arbeit an ihnen zu machen, was keineswegs die Affirmation dieser Werke notwendig einschließt. Insofern ist das hier gewählte Vorgehen ein hermeneutisches. Dessen Fundament ist, in der Literaturwissenschaft, die Philologie; der Eigensinn eines Werkes erschließt sich über den Kommentar (und nicht über die Einfälle der Interpreten). Und ein ihm wesentliches Moment ist, gerade in der Konsequenz eines nicht mehr vorhandenen Einverständnisses mit der Tradition, die Historisierung der

Werke, deren genaue Einbettung in den historischen Prozeß, auf den sie mit ihrem Eigensinn antworten.

In solcher Perspektive erscheint die Weimarer Klassik als ein prozeßhaftes Geschehen und nicht als eine statische oder statuarische Größe (zu der sie im Verlauf des 19. Jahrhunderts stillgestellt wurde). Die klassische Lyrik Goethes ist Teil und Ausdruck des ›Projekts Klassik‹, in dem Goethe und Schiller in gemeinsamer Arbeit auf tiefgreifende Krisenerfahrungen am Ende des 18. Jahrhunderts antworten, auf persönliche, in der eigenen künstlerischen Entwicklung motivierte, auf politisch-gesellschaftliche, wie sie sich vor allem in der Französischen Revolution verdichten, und, nicht zuletzt, auf die allgemeine Erfahrung moderner Dissoziations- und Entfremdungsphänomene, etwa in den Wissenschaften. Insofern ist das ›Projekt Klassik‹ eine Antwort auf Modernisierungsprozesse. Hier auch hat der Bezug zur Antike seinen Ort, der die Klassik und insbesondere die klassische Lyrik wesentlich bestimmt. Die Antike wird zum Gegenbild einer als krisenhaft erfahrenen Moderne. Im Bewußtsein der eigenen Modernität und also der Distanz zur Antike tritt Goethe, gerade mit seiner Lyrik, in einen Wettstreit mit ihr. Und im Wechselspiel von Orientierung am antiken Muster und Selbstgewißheit als moderner Dichter gelingt es ihm in seiner klassischen Lyrik, die Erfahrung von Entzweiung und Entfremdung der Moderne noch einmal in ästhetischer Versöhnung aufzuheben. Damit werden auch die nicht antikisierenden, ›modernen‹ Gedichte wie die Balladen, die einem auf den bloßen Antike-Bezug reduzierten Klassik-Verständnis immer als Fremdkörper erschienen, zum integralen Bestandteil des ›Projekts Klassik‹; gerade in ihnen bewährt sich der Dichter im Wettstreit mit der Antike als ein moderner.

Diesem Prozeß nachzufragen und ihn darzustellen ist das Ziel dieser Arbeit. So verstanden aber gewinnt die klassische Lyrik erneut Aktualität, und die Auseinandersetzung mit den Gedichten, mit den Kunstwerken wird zur Kritik – nicht zumal dieser Werke, sondern der eigenen Gegenwart und des Verlaufs der Geschichte, die zu ihr führte. Anders gewendet: Die klassische Lyrik gewinnt – erneut – die Qualität des Utopischen, des Versprechens. Dies aber nur im Bewußtsein der Distanz. Denn sie trägt das Signum des Verlustes, insofern sie Zeugnis einer Zeit ist, in der Versöhnung noch ästhetisch möglich war und noch gedacht werden konnte, daß das utopisch Vorgedachte Wirklichkeit werde. Sie präsentiert zugleich, im ästhetischen Gelingen, den Vorschein von Versöhnung und das Versprechen, daß möglich sein könne, was die ›Wirklichkeit‹ bisher stets verhinderte. Ein Versprechen mithin, das – so scheint es – der Gegenwart nur als eines aus der

Vergangenheit und als nicht eingelöstes zugänglich ist. Hierin aber wird die Klassik zur Herausforderung: Im ästhetischen Versprechen sind gleichermaßen Größe und Fremdheit dieser Kunstleistung erfahrbar; darin liegt eine mögliche Aktualität am Ende des 20. Jahrhunderts, gleichfalls ohne Zweifel einer Zeit der Krise, in der eine fern gerückte Klassik zu einer ähnlichen Herausforderung werden könnte, wie es vor zweihundert Jahren die Antike für die Klassik war.

* *
*

Dieses Buch ist Ergebnis und Summe einer langjährigen Beschäftigung mit Goethe, die vor allem, wenn auch nicht ausschließlich, den Jahren nach der Französischen Revolution, also der Epoche der Klassik galt – als Bandherausgeber bei der Münchner Ausgabe, als Mitarbeiter am Goethe-Handbuch, in Aufsätzen und Vorträgen sowie nicht zuletzt in der universitären Lehre. Mit Dankbarkeit denke ich an die Anregungen, die ich in den Seminaren von den Studierenden erhielt. »Leider läßt sich eine wahrhafte Dankbarkeit mit Worten nicht ausdrücken«, schreibt Goethe am 6. Februar 1797 an Amalia von Gallitzin. Dennoch ist sie auszusprechen, und ich komme dieser Verpflichtung gerne und von ganzem Herzen nach. Mein Dank gilt allererst meiner Frau. Das Buch ist im Gespräch mit ihr, die selbst in den letzten Jahren intensiv mit Goethe beschäftigt war, entstanden; was getrennt unter unseren Namen erscheint, ist so in nicht auszumessender Weise Frucht der Gemeinsamkeit. Mein Dank gilt weiter Christoph Weiß für manches Gespräch und manche Anregung, und er gilt insbesondere Julia Bohnengel, Andrea Rüttiger und Ulrike Schirmer für die sorgfältige Korrektur und die Mitarbeit am Register.